

Hartmut Heller

„Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir . . .“

**Ein technisches Gerät als Arbeitgeber,
Wahrzeichen, Zeitmesser und Metapher**

Die erste Zeile der berühmten Ballade von *Carl Loewe* (1796–1869), die hier als Überschrift dient, wurde erst möglich, als der Lokalsage nach der Nürnberger Schlosser *Peter Henlein* um 1510 die von der Spannkraft zweier Schweinsborsten („Federn“) anstelle von Zuggewichten angetriebene tragbare Taschenuhr erfand (*Imhof, C. v.* 1984, 105). Wie allen Uhren gab das lateinische Wort „hora“ für „Stunde“ über verballhorntes „örlein“ auch diesen trommel- oder ovalförmigen „Nürnberger Eierlein“ den Namen.

Die Entwicklungsgeschichte der Uhr hätte gut schon in unser vorjähriges Matreier Thema „Technik“ gepaßt. Aus der Abfolge: Sonnenuhren (in Ägypten 1500 v. Chr. noch mit senkrecht steckendem Stab und Schattenradius auf dem Erdboden) – Wasser-, Kerzen-, Öl- und Sanduhren (letztere in Europa erst ab dem 14. Jahrhundert verbreitet) – Räderuhren (seit dem 13. Jahrhundert an Kirchtürmen und Rathäusern) – Standuhren – Taschenuhren – Armbanduhr – digitale Zeitanzeige ergäbe sich schier unendlicher Stoff, technologische Innovationsschübe und fortschreitende funktionale Differenzierung zu beobachten.

Ich reiße nur an: Zeitschaltuhren, Ringuhren, Parkuhren, Quarzuhren, Wecker mit Alarm bis hin zum Radiowecker, Bahnhofsuhr, Gasuhr, Weltzeituhren wie die auf dem Berliner Alexanderplatz, Stoppuhr, Tachometer, Federuhren mit Schlüssel und Kronenaufzug (ab 1840), mit Elektro- und Batterieantrieb . . . Gehäuse und Zifferblatt liefern Musterbeispiele für Variation und Luxurierung im Zeitgeschmack (vgl. *Jenzen, I.* 1989).

Doch fragen wir heuer ja nicht nach der Evolution des technischen Gegenstands, sondern nach seiner Rückwirkung auf den Menschen. – Ich will dazu vier Thesen abhandeln.

Die erste, das Produkt als Arbeitgeber betrachtend, lautet:

1. Uhrmacher sein war „ehrbar“ – und manchmal gefährlich

Sie beschreibt die soziale Position des Uhrmachers. In der Frühneuzeit war die Anfertigung von Uhren noch Sache des Schlosserhandwerks. Erst allmählich spaltete sich davon der Spezialberuf des Uhrmachers ab; acht Monate hatte ein Geselle Muße für sein Meisterstück (*Weigel, C.* 1698). Selbständige Uhrmacherinnungen wurden auch in den größeren Städten nicht vor dem 19. Jahrhundert zugelassen (*Bebber, H.* 1980; *Jenzen, I.* 1989, 106).

Luxus- und Repräsentationsbedürfnis der Herrschenden hoben unter den Könnern des Faches einzelne als Künstler und Genies hervor. Den hochbetagten Nürnberger Meister Bullmann ließ Kaiser Ferdinand I. (1556–1564) eigens in einer Sänfte nach Wien holen (*Reicke, E.* 1896, 658). Als Wunderwerke der Zeit galten insbesondere Kunstuhren mit mechanischem Figurentheater wie z.B. das Nürnberger „Männleinlaufen“ an der Frauenkirche (Schlosser Georg Heuß 1509, *Reicke, E.* 1896, 284), von denen sich im Grunde alle Sorten späterer Kuckucksuhren ableiten, und jene großen astronomischen Planetenuhren oder Tellurien, wie sie z.B. in den Domen von Münster (1542) und Straßburg (1572, *Staub, A.* 1975, 59–63) erhalten sind. Doch konnte der Preis des Ruhms teuer sein: Von der Prager Rathausuhr (1490) geht, wie vom Straßburger Münster, die Sage, daß die Auftraggeber den Magister Hanu – auf daß er nirgendwo sonst ein zweites solches Meisterwerk baue, nach Fertigstellung blenden ließen (*Svoboda, A.* 1966, 22). Noch auf der Columbus-Weltausstellung in Chicago 1893 errang eine vielbeachtete „Oberammergauer Kunstuhr“ aus Nürnberger Werkstatt, die Leidensgeschichte Jesu in Bewegung bringend, sechs Medaillen (*Dittrich-Wagner, U.* 1990).

Ziemlich früh schon begegnet uns im Uhrmachergewerbe die Arbeitsteiligkeit. Die eiserne Zahnradmechanik der Schlosser wurde zur Dutzend- und Massenware. Andere – Drechsler, Goldschmiede, Holzschnitzer, Schildermaler, bei den französischen Empire-Uhren um 1790/1830 auch Bronzegießer und Steinbildhauer (*Schneider, J.* 1995, 6) – lieferten den „schönen Behälter“, bauten gleichwertig die Technik ein. Der Zeitaufwand je Stück war hoch: ein zünftischer Handwerker des 18. Jahrhunderts produzierte durchschnittlich nicht mehr als sechs Uhren pro Monat (*Schneider, J.* 1995, 6).

Das war die Chance der Mittelgebirge, wo es durch natürliche Ertragsarmut, Geburtenüberschüsse und Anerbenrecht viele notleidende Häusler

und damit Arbeitskraft im Überfluß gab. So wie die Erzgebirgler mit Holzspielzeug, die Westerwälder mit Töpferwaren, die Spessarter mit Glashütten zu überleben suchten, verlagerte sich das Schwergewicht der deutschen Uhrenherstellung seit dem 18. Jahrhundert zunehmend in den Schwarzwald. Über die Initialzündung, wohl um 1660/80, ist wenig bekannt. Es entstand hier, im alten vormaschinellen Sinn, „Heimindustrie“, die 1845 insgesamt 5 500 Personen als Kleinmeister, Räder- und Glockengießer, Gestell- und Schildermaler und Zwischenhändler ernährte und sich im Raum Lenzkirch–Furtwangen–Schramberg–Villingen in die Wohnstuben aller Täler verzweigte. Auf einfache Holzuhren mit Kuhschwanzpendel spezialisiert oder Halbfertigteile zusammensetzend, war ihr Wettbewerbsvorteil der billige Preis. Packer und Uhrenhausierer wanderten mit ihren Rückenkraxen durch ganz Europa. Die Schwarzwälder Gesamterzeugung wird 1810 auf 180 000, 1845 auf 600 000 Stück geschätzt. Als dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Gebrüder Junghans, Kienzle, Landenberger u.a. nach amerikanischem Vorbild Fabriken zu maschineller Uhrenproduktion gründeten, veränderte sich die hausgewerbliche Flächenstruktur zum Punktmuster: Fabrikstandorte wie Schramberg, Furtwangen, Triberg, Schwenningen wuchsen an Einwohnerzahl und Siedlungsgröße; täglicher Pendlerzustrom begann (*Mühe, R./Kahlert, H.* 1984, 123–153; *Boelke, W.* 1989, 99–100; *Krämer, R.* 1991). – Ähnlich entwickelte sich ab 1574/1679 (Jean Richard in La Chaux-de-Fonds) aus bäuerlichem Nebenverdienst die Uhrenindustrie im Schweizer Jura, die 1970 zu 46 % den Weltmarkt beherrschte (*De Mestral, A.* 1956; *Nigg, W.* 1975, 76). Ältere Manufakturen in Frankreich, England und den USA wurden überflügelt. Neue Konkurrenz baute sich in den letzten dreißig Jahren auf in Japan und Hongkong. – Der traditionelle städtische Uhrmacher verkam zum Händler und Reparaturbetrieb.

Mit These 2 springen wir von den Herstellern zu den Besitzern:

2. Uhren geben Image

Londons Big Ben mit dem Westminsterschlag, Venedigs Torre dell' Orologio (1499), das Alt-Prager Rathaus, die Ankeruhr (1911/17) in Wien – Großuhren wurden für ihre Städte zu Wahrzeichen, die jeder Tourist, auch ohne die Zeit abzulesen, einfach gesehen haben muß! Salzburgs Glockenspiel von 1696/1702 wurde zur Radio-Erkennungsmelodie. Im Falle des Schwarzwalds und der Schweiz („Schweizer Präzisionsuhren“) erfaßte die Etikettierung, Uhrenland zu sein, vereinfachend und zeitlos überzeichnend

sogar ganze Regionen. Der Souvenirhandel nutzt solche Identifikationen und verkauft dem Schwarzwaldfahrer, was der erwartet, was alle Amerikaner und Japaner von ihrem Europatrip mitbringen wollen: Bollenhüte und Kuckucksuhren. Und wer nicht kaufen will, wird in gleicher Absicht, freilich auf höherem Bildungsniveau, bedient durch einschlägige Museen, wie z.B. das „Deutsche Uhrenmuseum Furtwangen“.

Solchen Museen geht häufig privates Sammlerhobby voraus (*Heller, H.* 1989; *Matt, G.* 1992). Nicht weniger als 210 kostbare Objekte hinterließ im Palacio Real zu Madrid ein leidenschaftlicher Uhrenfreund, Spaniens König Karl IV. (1788–1808, *Eames, A.* 1995, 225). Wien hat aus bürgerlichen Wurzeln sogar zwei Uhrenmuseen (*Baedeker* 1994, 108 u. 206). Sammler anderer Art waren auch jene oft geschilderten russischen Besatzungssoldaten des Jahres 1945, die sich gleich Dutzende erbeuteter Uhren an beide Arme schnallten. – In alledem, dies und oben, kommt zu sprichwörtlichem Ausdruck, daß vielen „die Uhr“ mehr ist als nur technischer Nutzgegenstand. Es lassen sich segmentieren, so sehr das in Wirklichkeit natürlich ineinander verwoben ist, ein Geldwert, ein Seltenheitswert, ein Funktionswert, ein persönlicher Erinnerungswert, ein Kunstwert, ein regionaler Identifikationswert, ein Prestigewert usw.

Im Anfang, für unseren Kulturraum heißt das im Spätmittelalter, waren die meisten Uhren öffentlich – korrespondierend zur Überschaubarkeit damaliger Siedlungen. Wer das hoch angebrachte Zifferblatt am Kirch-, Stadt- oder Rathausturm nicht direkt einsehen konnte, dem brachten die Glockenschläge des Türmers die Zeitansage akustisch ins Haus und aufs Feld. Selbst einer volkreichen Stadt wie Nürnberg genügten bis 1440 die vier Glöckneruhren von St. Sebald und St. Lorenz, am Weißen Turm und am Laufer Schlagturm (*Reicke, E.* 1896, 564; ähnlich Frankfurt, *Jenzen, I.* 1989, 54).

Die Individualisierung durch private Zimmeruhren, auffällig zu tragende Halsuhren (16. Jh.) und die eingangs erwähnten Sackuhren setzte, wie üblich, „von oben“ beim wohlhabenden Adel und Bürgertum ein. Besitzanzei-ge scheint dabei zunächst oft wichtiger gewesen zu sein als Genauigkeit; ein Metronom zu brauchen, war teilweise nur Vorwand (*Jenzen, I.* 1989, 96)! Erst im 18./19. Jahrhundert beginnt „jedermann“ eine Uhr zu besitzen – im Sinn des Riehl’schen Begriffs vom „ganzen Haus“ der Bauern- und Handwerkerfamilie eine pro Haushalt oder, das jedermann buchstäblich genommen, in der Hand des „Hausvaters“. Die neuerdings gern als Quelle herangezogenen Nachlaßinventare zeigen aber, daß bis tief ins 19. Jahrhundert höchstens jeder dritte, Unterschichtangehörige und Frauen meist gar

nicht, eine Uhr zu vererben hatten (*Mohrmann, R.-E.* 1990, 193 u. 535/36; *Hauser, A.* 1994, 293/94; *Lischke, C.* 1991, 63; *Fehlanzeige Kroner, M.* 1987; *Fröhlich, B.* 1990). Wirklich notwendig, wenigstens über eine billige Taschenuhr oder einen der schon im 17. Jahrhundert bekannten Wecker (*Weigel, C.* 1698) zu verfügen, wurde es erst, als man vom neuen Stand der Fabrik- und Büroarbeiter und auch den Schülern absolute Pünktlichkeit verlangte. Der angedeutete Aufschwung der Uhrenindustrie widerspiegelt somit nicht nur exemplarisch, sondern mehr noch intentional das ganze Industriezeitalter (*Kaschuba, W.* 1993, 49).

Daran knüpften bald auch Ritualisierungen an: Uhren eigneten sich als hochrepräsentatives Gastgeschenk; schon Harun-al-Raschid beehrte damit Kaiser Karl den Großen (*Weigel, C.* 1698, 100). Umgekehrt wußte man im Sultanspalast von Konstantinopel bereits im 16. Jahrhundert gar nicht mehr wohin mit den vielen Uhren, die europäische Gesandtschaften mitzubringen pflegten (*Schweigger, S.* 1608, 61). Später wurde die Uhr, je nach Konfession, zum typischen Firmungs- und Konfirmationsgeschenk („Konfirmationsuhr“), markierte dieser Kirchentermin doch zugleich das Ende der Schulzeit (*Liedtke, M.* 1993, 57) und den Einstieg in das Erwerbsleben, mit all seiner Unterwerfung unter Studententakt und Zeitdisziplin. Sie war das Symbol des Erwachsenseins. Ebenso wurde es bei 25- oder 40jährigen Arbeitsjubiläen zum geläufigen rite de passage, dem Fabrik“kollegen“ als Dank für lange Pflichterfüllung und Betriebstreue, dazu als heimlichen Ansporn für die noch folgenden Jahre, eine Uhr zu überreichen – Anerkennung durch ein ursprünglich bürgerliches Statuszeichen, wertbeständig, repräsentativ, oft noch mit einer schönen Widmung im Sprungdeckel (*Köhle-Hexinger, C.* 1993). Und man hielt es „in Ehren“, dieses Geschenk des Paten oder Firmenchefs! Bei der Hochzeit war eine, womöglich goldene, Uhr beliebt als Morgengabe der Braut an den Bräutigam.

Als ab der Jahrhundertwende auch die Männer von der Taschenuhr zur Armbanduhr wechselten, die schon länger ein Schmuckgegenstand der Frauen gewesen war (*Mühe, R./ Kahlert, H.* 1984, 108; *Matt, G.* 1992), änderten sich nur äußere Formen, nicht Zweck und Sinn. In den frühen 1930er Jahren verlor die Taschenuhr endgültig den Produktionsziffernvergleich. Bereits im Ersten Weltkrieg gehörte die praktischere Dienstarmbanduhr zur Militäruniform.

Die weiteren Vermehrungsschritte in Richtung Uhrengesellschaft sind bekannt: die Wanduhr in Fabrikhalle und Großraumbüro, ein Nachfahre des „Regulators“ in der guten Stube, ein Wecker im Schlafzimmer, Zeitschaltuhren in der Küche, statt der veralteten Taschenuhr die auch an

heißen Tagen oder beim Baden nicht abzulegende water-proof-Armbanduhr am Handgelenk, im Schmuckkasten der Damen gleich mehrere Exemplare, z.B. aus der Swatch-Kollektion, um passend zu Kleid, Teint und Laune tauschen zu können. Aus der vergoldeten oder stählernen „Uhr fürs Leben“ wurde ein schnellebiger Modeartikel. Die Reizwörter, mit denen heute für Citizen-, Longines-, Tissot-, Omega- Herrenarmbanduhren Werbung gemacht wird, stammen kaum noch aus dem Arbeitskampf (früher „stoßsicher, laufgenau, haltbar, billig“). „Funkgesteuert, faszinierend, markant, elegant, sportwave, für Menschen die ihre Grenzen selbst setzen“ (Reklame in Illustrierte STERN 1995) ordnen die Uhr jetzt der Freizeit- und Genußwelt zu. Eine Rolex ist wie ein Rolls-Royce. . .

Viele kleine Nebeneffekte sind mit der modernen Allgegenwart der Uhr verbunden. Beispiele nur: „Bei der Bahnhofsuhr“ oder „am Uhrenhäuschen“ ließen sich sichere Treffpunkte verabreden. In die Herrenweste waren ein Knopfloch und ein besonderer Einsteckschlitz zu schneiden für die an eine Kette gehängte Taschenuhr, – die man freilich oft auch stolz außen baumeln ließ (*Schwarz, D.* 1970, 155). Die Uhrkette selbst luxurierte, indem man Amulette, Liebesgaben und anderen Zierat daran befestigte (*Beitl, R.* 1974, 842). Im Klassenzimmer werden Schüler schon vor dem Gongschlag unruhig, weil sie längst auf eigener Uhr das Stundenende nahen sehen. Aus Nervosität schauen wir alle sinnlos oft zur Uhr. Manchmal stört uns das Ticken oder der Stundenpiepser an unseres Sitznachbarn Digitaluhr. Gegen das überkommene laute Schlagen der Kirchturmuhren, ein Relikt, das in der Tat niemand mehr wirklich braucht, wird neuerdings sogar prozessiert (u.a. Thüngen/Ufr.). Und wenn im Sommer der Körper bräunt, bleibt am Unterarm, wo – meist herzseitig links! – die Uhr sitzt, ein weißer Fleck.

Die wichtigste Konsequenz aber führt zu These 3:

3. Uhren veränderten unser Verhältnis zur Zeit

So paradox es klingt: Auch teuerste Uhren heute sind eine nur unvollkommene Abbildungstechnik für Zeit! – „Vor der Uhr“ ordneten allein die Jahreszeiten und der Wechsel von Tag und Nacht das Leben. Die alte Taggliederung hieß deskriptiv grob: „vor Sonnenaufgang, im Morgengrauen, beim ersten Hahnenschrei, Vormittag, Mittag, Nachmittag, Dämmerung, Abend . . .“ – Die 24teilige sog. „Große Uhr“, die dann in der doppelt richtungsweisenden Reichs- und Uhrmacherstadt Nürnberg offiziell bis 1806/11

gebräuchlich war (Reicke, E. 1896, 562–566; Bebbler, H. 1980, 154), suchte dieser Sonnenstandabhängigkeit gerecht zu werden, indem man den Stundenzeiger täglich neu auf den jeweiligen Sonnenuntergang einstellte und von da in ungleicher Menge („horae inaequales“) Stunden „nachts“ und Stunden „tags“ zählte, z.B. „dreizehn des Nachts“, maximal 16 + 8 und umgekehrt. Für alle Berufe, nicht nur die „natürlich“ werkenden Bauern, bedeutete dies, daß auch der Arbeitstag ungleich im Sommer bis zu elf, im Winter im Extrem nur sieben Stunden dauerte (Reicke, E. 1896, 565; Schwarz, D. 1970, 154). Doch dieses Verfahren war umständlich und verwirrte leicht. Daher setzte sich seit der Renaissance rasch die eigentlich schon seit der Antike bekannte sog. „Kleine Uhr“ durch, auch „halbe Uhr“ genannt (Jenzen, I. 1989, 34), weil sie den einen Zeigerkreislauf für 24 Stunden gleichsam halbierte: Entgegen der Wirklichkeit macht sie den Zustand der Äquinoccien (21. 3./23. 9.) ganzjährig starr – zwei Zeigerunden für je zwölf Stunden Tag, zwölf Stunden Nacht. Den Anbruch des „nächsten Tages“ fixierte man, also mit der Nacht beginnend, nach heutiger Rechnung auf 18 Uhr, ortsweise auch anders, und erst in der Moderne auf 0 Uhr. Dennoch richtete man sich im Alltagsleben, wie eine Hamburger „Thorschließungs-Tabelle“ (Nahrstedt, W. 1972, 85) beweist, noch lange höchst kompliziert nach den täglichen Verschiebungen von Hell und Dunkel.

Wie Schuppen fällt es uns von den Augen, daß – obwohl die Nulluhr-Schnittstelle herrschend wurde – allerlei Reste jener älteren Systeme nachwirken bis heute. Im Taschenkalender werden uns noch immer die genauen Sonnenauf- und -untergangszeiten mitgeteilt. Wir sagen „Mittag“ und „Mitternacht“, obwohl der Stundenzeiger da gerade seine Zwölferrunde beendet. Historischer 18-Uhr-Tagewechsel liegt auch zugrunde, wenn in der Rottweiler Fasnacht die maskierten Narren just mit diesem Glockenschlag von den Straßen zu verschwinden haben, weil da eben nach überkommenem Verständnis der Aschermittwoch anbricht, oder wenn wir Heilig-Abend feiern, der doch eigentlich, wie es uns die Engländer mit ihrem Christmas-Day zeigen, schon zum 25. Dezember gehört. Und: Als zwecks Energieersparnis Deutschland 1915 bzw. 1972 die Sommer- und Winterzeit einführte, war das nichts furchtbar Neues, sondern lediglich eine halbherzige Wiederbesinnung auf den natürlichen Tag der Großen Uhr. Die Aufgeregtheit vieler Leute, die damals vom Uhrenumstellen den Biorhythmus gefährdet sahen, hat sich längst wieder gelegt (Erlanger Tagblatt 25. 3. 1995; Jenzen, I. 1989, 175; vgl. auch Eibl-Eibesfeldt, I. 1995, 110).

Der vom Uhrwerk gewährleistete pünktliche Stundenschlag regelte anfangs vor allem die Gebetszeiten, rief zu Gottesdienst und klösterlichem „Stundengebet“ (Unterkircher, F. 1985). Relativ spät erst im 15. Jahrhundert

wurden weitere Teilungen für nötig befunden durch Viertelstundenschläge (Reicke, E. 1896, 564). Im 17. Jahrhundert kam zum Stundenzeiger ein zweiter Zeiger für die Minuten; Sekundenzeiger kennt man seit etwa 1760 (Schwarz, D. 1970, 155; Schneider, J. 1995, 6). Das ältere und bedeutungsvollere Stundenmaß blieb aber dominant: Es sträubt sich unser generationenlang codiertes „inneres Empfinden“, unsere Erwartungssicherheit, wenn Theater, Konzert oder Radionachrichten nicht zu vollen Stunden beginnen. Der feste 20^h-ARD-„Abendschau“-Termin strukturiert deutschen Feierabend; die TV-Anstalten wollen überhaupt wieder mehr zum Stundentakt zurückkehren. Wir sagen „Stunde“, obwohl eine Schul-„stunde“ heute nur mehr 45 Minuten dauert, und an den Universitäten, die außerdem eigenwilliges c.t. und s.t. tradieren, laut KapVO Praktikums- und Exkursionsstunden des Dozenten nur mit Faktor 0,5 bzw. 0,3 anrechnungsfähig sind. Je nach Gegend anders, für Fremde mißverständlich, sagt man ⁹¹⁵, viertel nach neun, viertelzehn. . . – Jedoch nahm andererseits auch die Trennschärfe weiter zu. Alltäglich sichtbar wird das z.B. im Freizeitfeld Sport: Dort werden heute Laufwettbewerbe, wo bei knappem Finish kein Auge den Sieger erkennt, nach Zehntel- und Hundertstelsekunden entschieden, beim Marathon über 42 km geradezu grotesk. Skirennen und das Zeitfahren der Radprofis sind, ohne direkten Gegner, reine Kämpfe gegen die Uhr. Sensationen und menschliche Dramen hängen daran. Im technischen Forschungs- und Produktionsprozeß wird oft noch höhere Meßgenauigkeit verlangt.

„Es ist höchste Eisenbahn“, die Redensart meint Tempo und ganz exakte Pünktlichkeit. Sie erinnert verkürzend an verschärfte Erziehung unter dem Diktat der Industriekultur des 19. Jahrhunderts. Wo lokal noch „die Uhren anders gingen“, wurden sie jetzt gleichgeschaltet. Denn der Fahrplan der deutschen Staatsbahnen beruhte seit 1890 auf einer von allen Bahnhofsuhren gleich angezeigten „Normalzeit“ (Bebber, H. 1980, 156; Jenzen, I. 1989, 173). Wer zu spät kam, hatte das Nachsehen. Ab der Jahrhundertwende tickten an öffentlichen Gebäuden, Schulen usw. nur noch solche, zum Teil schon elektrisch gesteuerte Normaluhren, an denen der Privatmann seine eigene Uhr justieren konnte. Fabrikarbeit, zumal am Fließband, ließ sich nur dadurch organisieren, daß das ganze Arbeiterheer rechtzeitig an seinem Platz war. Die Stechuhr sorgte dafür und zerhackte den 12- oder 10stündigen Maschinentag fortan gnadenlos in minutiös verplante Leistungs- und Pausenzeiten. Für Verspätungen gab es Lohnabzug. Pünktlichkeit nach der Uhr wurde zur „Höflichkeit der Könige“ stilisiert, galt nun als Teil pflichtschuldigen Gehorsams gegen den Fabrikherrn und andere Vorgesetzte (Bebber, H. 1980). So wurde die Stechuhr, die allerdings

prinzipiell schon Vorläufer hatte im Uhrengiebel merkantilistischer Manufakturen (vgl. Hammer b. Nbg.), zum gefürchteten Symbol. Aus dem Zeitmesser Uhr war ein Kontrollinstrument geworden. Mit *Jeremy Rifkin* interpretiert *Wolfgang Kaschuba* (1993, 49) sogar dahin, die Uhr habe „Gotteszeit“ entheiligt zur „Weltzeit“, die „Uhrenkultur brachte einen neuen Glauben hervor: Die Zukunft konnte gesichert werden, wenn jeder nur lernen würde, pünktlich zu sein“.

Heute muß man jede Menge Zeitkonventionen im Kopf haben – Ladenschlußgesetz, Arztsprechstunden, Fahrpläne, Fernsehstammzeiten – um, erinnert durch die Uhr, immer zurecht zu kommen. Eine letzte globale Vereinheitlichung brachte die Festlegung von 24 Weltzeitzonen (1884, nach *Jenzen, I.* 1989, 173), die heute auch der Durchschnittsbürger bedenken muß bei Flugreisen, bei TV-Direktübertragungen „aus Übersee“ oder Telefonaten dorthin. Sie bedeutete zugleich ein bißchen Abschied von nationalem Zentrismus, hatte man doch bis dahin überall die eigene Landeshauptstadt als Ausgangspunkt der Zählung genommen.

Neue Begriffe der Gegenwart heißen „Flexibilisierung“ und „gleitende Arbeitszeit“. Sie suggerieren Befreiung von Verkehrsstaus, Fabrikuhrsirenen und sonst starren Rastern. Aber *Norbert Elias* (1969) hat recht, wenn er uns zeigt, wie im Prozeß der Zivilisation Fremdwänge durch Selbstwänge ersetzt werden (*Köhle-Hexinger, C.* 1993, 246): Dekor an Uhren gab es schon immer. Heute jedoch ist des Kombinierens von Gegenständen „mit eingebauter Uhr“, diese nun umgekehrt als zweitrangige Zutat, schier kein Ende mehr – der Kugelschreiber, das Telefon, das Auto. Ständig läuft irgendwo sichtbar eine Uhr mit – eingeblendet ins Fernsehbild, im Faxgerät, im Münzfernsprecher, die Digitalanzeige im PC. Die Registrierkassen der Kaufhäuser, Tankstellen und Gaststätten, die Parkscheinautomaten, die Stempel der Fahrkartenkontrolleure, die neue Gebührenauflistung der Telekom – sie alle drucken mit Datum, Stunde und Minute aus, wann das geschah. So sind wir geradezu umstellt und verfolgt, bald jeder Moment wird durch Uhren dokumentiert und quittiert. Es fehlt bisher nur der Orwell'sche Supervisor, der daraus etwas macht!

Der unaufhörliche Blick zur Uhr erzeugt Hektik und Hetze. Sie, die Uhr, ist daher ein wichtiges Agens, wenn uns der aktuelle Großstadtmensch beschrieben wird durch „sensuelle Vigilanz“ raschen Wahrnehmens und Reagierens, beschleunigter Schauplatzwechsel und Alltagsrhythmen, der Schlagfertigkeit und der Unruhe (*Kaschuba, W.* 1993, 50). Akzeleration! – uns rast die Zeit davon, obwohl die Uhr nie schneller geht, innere Uhr con-

tra äußere Zeitgeber. Vielleicht ist ein vor gut zehn Jahren aufgekommener neuer Chic auf dem Uhrenmarkt hier einzuordnen als leiser Protest oder gar gewollter evolutiver Rückschritt: das widersinnige Zifferblatt ohne Ziffern und Teilstriche, wo die nur vage abzulesende Zeigerstellung etwas Gemächlichkeit zurückgibt. Rebellieren gegen die Unerbittlichkeit der Chronometer wollten wohl auch schon *Charlie Chaplin*, der in einer berühmten Filmszene („Moderne Zeiten“ 1936) hilflos an riesigen Uhrzeigern zappelt, und der Maler *Salvador Dali*, wenn er mehrfach „weiche Uhren“ (1931, Museum of Modern Art, New York) zerfließen ließ wie „zarten . . . und . . . paranoisch-kritischen Camembert“ (Selbstzitat, in *Descharnes*, R. 1993, 31).

Damit ist bereits übergeleitet zur letzten These 4:

4. Uhren allegorisieren Leben und Tod

Leicht könnte man einen Vortrag über die Uhr künstlerisch zur Bild- und Ton-Schau inszenieren. Musikalisch kommen in den Sinn Haydns Sinfonie Nr. 101 „Die Uhr“, die schon zitierte Loewe-Ballade oder das traurige Lied vom Uhrmachermeister Florian, der aus Gram zuletzt sein Lebenswerk selbst zerstört („Das Herz ist nur ein Uhrwerk“ aus der Operette „Das dumme Herz“ von C. M. Ziehrer). Wir fragen „Wieviel Uhr ist es?“, und schon diese harmlose Unlogik verrät uns: Wir meinen nicht das Gerät, sondern die damit zu messende Zeit – und mehr! Unter den vielen Metaphern, mit denen Menschen sich die Zeit, das Leben und dessen Endlichkeit im Tod zu versinnbildlichen suchten, ragt die Uhr besonders hervor. Ja es erscheint sogar glaubhaft, daß die ersten – zumal die großen astronomischen – Uhren überhaupt nicht primär der Zeitmessung dienen, sondern Weltmodell sein wollten – Abbilder des selbstbeweglichen Schöpfungswerkes Gottes und in Königsstädten wie Frankfurt und Nürnberg Ehrung seines irdischen Stellvertreters (*Jenzen*, I. 1989, 37, 53, 97). Im Barock war die Uhr das Vanitas-Symbol schlechthin: Attribut des personifizierten Todes ist stets die rinnende Sanduhr. Das auf Grabtafeln so häufig gezeigte Stundenglas will mahnen „die Uhr läuft ab“, memento mori. Vorstellungen von der Lebensuhr und Gott als dem großen Glöckner lassen ähnlich sagen, daß jemand „letztes Stündlein schlägt“. Daneben gibt es natürlich noch trivialere Vergleiche, wie z.B. „Du gehst mir auf den Wecker...“

Grenzüberschreitung findet schließlich auch noch da statt, wo Aberglaube der Uhr metaphysische Kraft zutraut, d.h. aus der Observation der Uhr auf Schicksal und Leben geschlossen wird. Das „Handwörterbuch des deut-

schen Aberglaubens“ (1987, 1265–1287) sammelte in den 1920er Jahren Dutzende solcher Vorbedeutungen. Zwei der gängigsten sind, vielfach variiert: Plötzliches Stillstehen der Uhr zeigt den Tod eines Familienmitgliedes an. Und, schlägt die Turmuhr beim Sonntagsgottesdienst ins Vaterunser oder Amen, wird binnen drei Tagen einer aus der Gemeinde sterben. Jedoch schrieb *Will-Erich Peuckert* noch einen aufklärerischen Satz: Die berühmte „Geisterstunde“, mittenachts zwischen 12 und 1, kann so erst erfunden worden sein, als die Menschen in ziemlich junger Neuzeit hier mit unserer heutigen „kleinen Uhr“ die Tage zu trennen lernten.

Literatur

- BAEDEKER (1994): Reiseführer Wien. – 7. Aufl. Ostfildern.
- BEBBER, Hendrik (1980): Uhrmacherei. – H.Glaser/W.Ruppert/N.Neudecker (Hg.), Industriekultur in Nürnberg. – München. S. 154–156.
- BEITL, Richard (Hg.) (1974): Wörterbuch der deutschen Volkskunde. – 3. Aufl. Stuttgart (hier S. 842/43).
- BOELCKE, Willi A. (1989): Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800-1989. – Schriften z. polit. Landeskunde Baden-Württembergs Bd. 16. – Stuttgart/Berlin/Köln.
- BROCKHAUS (1993): Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. 19. Aufl. – Bde. 21/22. Mannheim. (Stundengebet, Uhr).
- BUDKE, Agnes/ LIXFELD, Gisela (Hg.) (1986): Zeitmesser. Zeichen der Zeit. Uhrenfabrikation in Schramberg und heute. – Schriften d. Stadtmuseums Schramberg Nr.4. – Schramberg.
- CUMINETTI, Vittorio (1971): Venedig. – Firenze.
- CANTZLER, Roland (Hg.) (1991): Curiosa, Handwerker-Epitaphien, Patriziergräber auf dem St. Johanniskirchhof zu Nürnberg. – Nürnberg.
- DESCHARNES, Robert (1993): Salvador Dali. – Köln.
- DITTRICH-WAGNER, Ursula (1990) Die Arthur-Junghans'sche Kunsthuh im Stadtmuseum Schramberg. – Schriften d. Stadtmuseums Schramberg Nr. 2. – Schramberg.
- DINZELBACHER, Peter (1990): Sachwörterbuch der Mediävistik. – Stuttgart.
- EAMES, Andrew (Hg.) (1995): Apa Guides Madrid. – Madrid (hier S. 225).
- EIBL-EIBESFELDT, Irenäus (31995): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie. – München/Zürich.
- ELIAS, Norbert (1969): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. – 2. Aufl. Bern/München.
- FRÖHLICH, Barbara (1990): Nachlaßinventare ländlicher Haushalte des 18. Jahrhunderts aus dem Amtsgerichtsbezirk Heidenheim. – Zulassungsarbeit LA Grundschule EWF Nürnberg (ungedruckt).
- GRIESSHAMMER, Birke (1990): Memento Mori! Zur Kulturgeschichte des Todes in Franken. Ausstellungskatalog des Stadtmuseums Erlangen.
- IIAUSER, Andrea (1994): Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes. – Untersuchungen d. Ludw.-Umland-Inst. d. Univ. Tübingen Bd. 82.
- HELLER, Hartmut (1989): Sammeln als Freizeithobby. – Matreier Gespräche 1986. Festschrift Walter Hirschberg 85 Jahre. – Wien/München. S. 234–244.

- IMHOFF, Christoph v. (Hg.) (1984): Berühmte Nürnberger aus neun Jahrhunderten. – Nürnberg.
- JENZEN, Igor A. (Hg.) (1989): Uhrzeiten. Die Geschichte der Uhr und ihres Gebrauches. – Kl. Schriften d. Hist. Museums Frankfurt a.M. Bd. 42.
- KASCHUBA, Wolfgang (1993): Arbeitskörper und Freizeitmensch. Der industrielle Habitus und seine postindustrielle Metamorphose. – M.Dauskardt/H.Gerndt (Hg.), Der industrialisierte Mensch. – 28. Dt. Volkskunde-Kongreß Hagen 1991. – Hagen. S. 45–60.
- KÖHLE-HEZINGER, Christel (1993): Treuezeichen. Zur kulturellen Kodierung industrieller Identifikation und Gratifikation. – M.Dauskardt/H.Gerndt (Hg.), Der industrialisierte Mensch. – 28. Dt. Volkskunde-Kongreß Hagen 1991. – Hagen. S. 233–251.
- KRÄMER, Reinhold (1991): Amerikanische Wecker aus dem Schwarzwald. – Schriften d. Stadtmuseums Schramberg Nr.9. – Schramberg.
- KRONER, Michael (1987): Heiratsabreden und Nachlaßinventare. Dokumentarische Beiträge aus dem 17. und 18. Jahrhundert zur ländlichen Wirtschafts- und Volkskunde im Zennal. – Fürther Heimatblätter NF 37.Jg. S. 98–110.
- LIEDTKE, Max (Hg.) (1993): Handbuch der Geschichte des bayerischen Bildungswesens. Bd.II. – Bad Heilbrunn (hier S. 57).
- LISCHKE, Claudia (1991): Leben und Wirtschaften auf den Höfen im Bayerischen Wald. Volkswundliche Untersuchung anhand von Verlassenschaftsinventaren aus dem 18. Jahrhundert. – Passauer Studien z. Volkskunde Bd. 6.
- MATT, Gerald (1992): Die alte Armbanduhr. Zum Mythos unter der Manschette. – Zs. Parnass 12. Jg. S. 84–86.
- MESTRAL, Aymon de (1956): Daniel Jeanrichard, der Begründer der Uhrenindustrie im Jura 1672–1741. – Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik Bd. 5. Zürich.
- MOHRMANN, Ruth-E. (1990): Alltagsleben im Land Braunschweig. – Beiträge z. Volkskultur in NW-Deutschland. Bd. 56. Münster.
- MÜHE, Richard/KAHLERT, Helmut (²1984): Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen. Die Geschichte der Uhr. – München.
- NAHRSTEDT, Wolfgang (1972): Die Entstehung der Freizeit. Dargestellt am Beispiel Hamburgs. – Göttingen.
- NIGG, Werner (1975): Schweiz. Land-Volk-Wirtschaft in Stichworten. – Wien.
- REICKE, Emil (1896): Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. – Nürnberg.
- RÖHRICH, Lutz (1992): Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. – Freiburg/Basel/Wien.
- PEUCKERT, Will-Erich (1987): Uhr. – H. Bächtold-Stäubli (Hg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. – 2. Aufl. Berlin/New. York Bd. 8. Sp. 1265/87.
- SCHNEIDER, Jürgen (1/1995): Berufsbilder – einst und jetzt. – Heimatkundl. Beiträge. Amlt. Schulanzeiger Reg.-Bez. Mittelfranken. S. 3-12.
- SCHWARZ, Dietrich (1970): Sachgüter und Lebensformen. Einführung in die materielle Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. – Berlin.
- SCHWEIGGER, Salomon (1964): Ein neue Reyßbeschreibung auß Teutschland nach Konstantinopel und Jerusalem (1581). – Nürnberg 1608. Reprint Graz.
- STAUB, Alain (1975): Auf der Entdeckung von Strasbourg. – Straßburg.
- SVOBODA, Alois (1966): Prag. Das tausendjährige hunderttürmige Prag in Stadtwanderungen. – Praha.
- UNTERKIRCHER, Franz (Hg.) (1985): Das Stundenbuch des Mittelalters. – Graz.
- WEIGEL, Christoph (1698): Das ist Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände (Reprint).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1996

Band/Volume: [1996b](#)

Autor(en)/Author(s): Heller Hartmut

Artikel/Article: [Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir.. Ein technisches Gerät als Arbeitgeber, Wahrzeichen, Zeitmesser und Metapher 89-100](#)